

Mönchtum und Moderne

Über ein spannungsreiches Verhältnis

Gottfried Meier

Nehmen wir an, in einer Umfrage bäte man 1000 deutsche Durchschnittsbürger des Jahres 2003, das Wort »Mönchtum« einer geschichtlichen Epoche zuzuordnen, so würden wahrscheinlich 900 der Teilnehmer es spontan mit dem Mittelalter verbinden. Abgesehen davon, dass es historisch nicht korrekt ist, denn die Zeit der Entstehung und ersten Blüte des christlichen Mönchtums ist die Spätantike, zeigt sich hier, dass für den neuzeitlichen Menschen Mönchtum das Phänomen einer vergangenen Zeit ist, die landläufig als Synonym für Rückständigkeit und geistige Finsternis gebraucht wird. Mönche sind, falls es sie überhaupt noch gibt, exotische Erscheinungen, die gar nicht in die heutige Zeit passen wollen. Man muss nur einmal im Internet, dem vielleicht charakteristischsten Phänomen der Epoche des Jahrtausendwechsels, in einen gewöhnlichen Chatraum gehen und sagen, man sei wirklich ein Mönch, so wird man Reaktionen von blankem Erstaunen bis zur völligen Lächerlichkeit hervorrufen. Wir werden einer vergangenen Epoche zugeordnet, die dem Zeitgeist des beginnenden 21. Jahrhunderts diametral entgegenzustehen scheint.

Was tut not? Sollen wir unsere exotische Sonderexistenz pflegen, das Bild vom weltfremden Mönch, der in der Sonderwelt des Klosters ein eher bemitleidenswertes Leben führt? Oder ist es angebracht, die alten Zöpfe abzuschneiden und sich der heutigen Zeit, den vermeintlichen Erfordernissen der modernen Welt anzupassen? Seit fast 40 Jahren laufen wir nicht nur in den Orden, sondern in der Gesamtkirche diesen Fragen hinterher. Hans Conrad Zander hat es in seinem Buch »Zehn Argumente für den Zölibat« so beschrieben:

Die moderne Welt ist nicht katholisch. Ob es uns passt oder nicht, wir sind »kognitiv minoritär« geworden (...). Je tiefer wir absinken in die kognitive Minorität, desto mehr gerät unsere Kirche in eine spastische Bewegung. Angstvoll starrend auf das, was die Welt, was die kognitive Mehrheit von ihr hält, versucht sie abwechselnd, sich in ihre abseitig und komisch gewordene Identität trotzig einzubunkern, dann wieder versucht sie, ihrer Komik zu entfliehen, indem sie sich, mit enormem theologischen Wortgeklänge, liberalisiert.

1.

Das II. Vaticanum hat vor nunmehr über 35 Jahren in seiner Konstitution über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens »Perfectae caritatis« dargelegt, was auch für das traditionelle Mönchtum der lateinischen Kirche nötig ist, um sich den Erfordernissen der modernen Zeit zu stellen.

Zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens heißt: ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute, zugleich aber deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse. Diese Erneuerung ist unter dem Antrieb des Heiligen Geistes und unter der Führung der Kirche nach folgenden Grundsätzen zu verwirklichen: a) Letzte Norm des Ordenslebens ist die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi. Sie hat allen Instituten als oberste Regel zu gelten. b) Es ist der Kirche zum Nutzen, dass die Institute ihre Eigenart und ihre besondere Aufgabe haben. Darum sind der Geist und die eigentlichen Absichten der Gründer wie auch die gesunden Überlieferungen, die zusammen das Erbe jedes Institutes ausmachen, treu zu erforschen und zu bewahren ...

Schaut man sich den Text jedoch genauer an, ergeben sich große Schwierigkeiten. Betrachtet man zum Beispiel die Benediktiner, die von vielen immer noch als der älteste Orden der westlichen Kirche bezeichnet werden, so muss man sich schon an dem Begriff »Institut« stoßen. Denn falls man bei der Benediktinischen Konföderation, der Vereinigung der Klöster, die nach der Regel Benedikts leben und nicht zu einem anderen Orden gehören, überhaupt von einem Ordensinstitut sprechen kann, reicht die Existenz des »Benediktinerordens« nur auf das Jahr 1893 zurück, als die Konföderation auf Initiative Papst Leos XIII. ins Leben gerufen wurde. Was nun ist für diesen Orden der »Geist des Ursprungs«? Beruft man sich jedoch auf Benedikt von Nursia, so wird die Problemlage auch nicht einfacher, denn der Abt auf dem Monte Cassino wollte wohl weder ein Ordensinstitut gründen noch eine neue Bewegung ins Leben rufen. Deshalb ist es hier sehr schwierig, von den »Absichten des Gründers« zu sprechen.

Was für die Benediktiner im Einzelnen gilt, ist erst recht für das Mönchtum im Allgemeinen schwierig. Denn man kann vielleicht von einer Spiritualität des hl. Bernhard von Clairvaux sprechen, fängt damit aber nur einen Ausschnitt, eine Facette des Phänomens Mönchtum ein. Falls man den Benediktinern einen Gründer zuweisen möchte, ist das eher der hl. Benedikt von Aniane als sein früherer Namensvetter aus Nursia. Und hier wird die Frage nach den Absichten des Gründers fast lächerlich, denn erstens sind diese kaum greifbar, zweitens ist das Reformwerk des Abtes von Kornelimünster eigentlich gescheitert und drittens war er sowieso nur der »geistliche Arm« einer politischen Zwangszentralisierung, die das frühmittelalterliche Mönchtum hat über sich ergehen lassen müssen. Und gelangt man dann zu guter Letzt doch wieder zum so genannten »Vater des abendländischen Mönchtums«, so zeichnet sich seine Regel wohl in ihrer Wirkungsgeschichte durch ihre prägende und formgebende Kraft aus, ist aber höchstens ein Kompendium des italischen Mönchtums des frühen 6. Jahrhunderts.

Ist das Haarspalterei? Nein, denn die Frage nach der Erneuerung des Mönchtums setzt die Frage nach dem Wesen des Mönchtums voraus. Allen Ausgestaltungen dieser Fortführung der frühchristlichen Askese liegen doch gemeinsame Elemente zugrunde, und bevor man fragt, was die Benediktiner, die Zisterzienser, die Kartäuser etc. ausmacht, stellt sich doch die Frage, was Mönchtum überhaupt sei. Und erst in der Beantwortung dieser Frage kann zum Vorschein kommen, was der Erneue-

zung bedarf, aber auch und noch mehr, welchen vielleicht bescheidenen Beitrag das Mönchtum der Kirche und der Gesellschaft des anbrechenden 21. Jahrhunderts zu leisten vermag. Ich möchte neben der Frage nach der Erneuerung des Mönchtums die eventuell als Anmaßung empfundene Frage stellen: Hat das Mönchtum eine innovative Wirkung auf die Christen und die Menschen des beginnenden 3. Jahrtausends?

Erneuerung – wie? Bemerkenswert ist eine stillschweigende Voraussetzung, die unserem neuzeitlichen Verständnis von Erneuerung grundsätzlich widerspricht. Erneuerung, Innovation in der Gesellschaft, in der Wirtschaft, in der Technologie wird fast immer verstanden als das Beschreiten neuer Wege; innovative Technologie ist neu erfundene Technologie; ein erneuertes Unternehmen versucht in der Struktur, im Management etwas zu verwirklichen, was vorher nicht da war. Dass man dabei manchmal auf Altes zurückgreift, kann hilfreich sein, steht aber nicht im Vordergrund.

Dem gegenüber steht eine Bewegung, die das ursprüngliche Leben als das ideale ansieht. »Back to the roots« ist ein viel zitiertes Motto. Das moderne Leben wird als Abfall von der eigentlichen Bestimmung des Menschen empfunden. Die Idealform eines solchen Lebens sind die primitivsten Lebensformen, Rückkehr zur Natur, Leben wie die Ureinwohner von Australien oder die Indianer. Während die innovative Technikgesellschaft das Vergangene als Rückständigkeit stempelt und linearen Fortschritt propagiert, wird hier der Fortschritt dämonisiert.

In der Geschichte der Kirche ist Erneuerung immer zuerst Rückkehr, und zwar zur Quelle. So auch in der Konstitution über die Erneuerung des Ordenslebens: Rückkehr zum einen zum Evangelium als Quelle des christlichen Glaubens, Rückkehr aber auch zur Intention des Gründers. Also doch nichts Neues unter der Sonne? Wenn Erneuerung immer nur Rückkehr ist, könnte man sich den dann irreführenden Begriff nicht sparen und gleich von Restauration sprechen? Bestätigt sich nicht darin wieder das Bild, dass die Kirche sowieso nichts Neues auf die Beine stellen kann, dass sie an der Vergangenheit klebt, dass auch die Orden, das Mönchtum eine Erscheinung, eine Repräsentation einer längst vergangenen Epoche sind? Wir werden auf diese Spannung noch zurückkommen, denn hier geht es um eine grundsätzliche Frage an das Mönchtum einerseits, aber auch an die Neuzeit und ihrem linearen Geschichtsverständnis und Fortschrittsglauben. Zuerst wollen wir einfach den durch das II. Vaticanum vorgezeichneten Weg gehen: Wir wollen schauen, welche Merkmale besonders in der »Gründerzeit« des Mönchtums charakteristisch und spezifisch waren.

2.

Was ist das Erste und Unterscheidende des Mönchtums, die »differentia specifica«? Schaut man in die »Vita Antonii« des Bischofs Athanasius, der im Mönchsvater Antonius sozusagen den Prototyp des christlichen Mönches beschreibt, findet man fast beiläufig, aber doch pointiert, das

Motiv, welches das Mönchtum von der so genannten vormonastischen Askese abhebt. Der junge Antonius, der als Sohn wohlhabender Eltern in Ägypten geboren wird, versucht sich zuerst im asketischen Leben in der Nähe seines Heimatortes. Als direkte Reaktion auf das im Gottesdienst gehörte Wort Jesu verlässt er radikal die gewohnte Umgebung und zieht sich zurück. Dieser Rückzug in die Wüste ist das, was den Asketen zum Mönch macht. Zwar finden wir auch schon vorher eine Tendenz, dass sich das asketische Leben immer mehr von den christlichen Gemeinden entfernt und ein Sonderdasein in der Kirche führt. Aber die Radikalität, sozusagen die größere Quantität des Rückzugs schafft eine völlig neue Qualität, die eine Bewegung in der Geschichte des Christentums auslöst, deren Prägung und Wichtigkeit man gar nicht überbewerten kann.

Das christliche Mönchtum entsteht also am Ende des dritten Jahrhunderts. Es beginnt als Flucht. Flucht wovor? Vor der Gefahr der Verflachung, der Etablierung und der faulen Kompromisse. Flucht vor der als falsch erkannten Verstrickung der Kirche in die Geschäfte der Macht. Flucht vor der geistigen und geistlichen Verarmung, der Gefahr der Minimalisierung, Flucht vor einem halbherzigen Glauben, der den Bekennermut der Märtyrerkirche verrät. Flucht vor der »Welt«. Flucht wohin? Dorthin, wo man eigentlich nicht leben kann. Flucht in die Wüste.

Wozu gehen die Mönche in die Wüste? Es ist kein Leben in der Idylle der Stille und der Beschauung. Mönchisches Leben ist Kampf. Die ersten Mönche in der ägyptischen Wüste sehen sich selbst als Gefährten und Nachfolger der Märtyrer. Gegner sind die lebensfeindlichen Mächte, die sich gegen Gott auflehnen. Nur im Kampf und in der Askese kann das gefunden werden, worauf das mönchische Leben ausgerichtet ist: die Leidenschaftslosigkeit, die Herzensruhe und dadurch die Anschauung Gottes. Die »Waffen« dafür sind: Übung der Tugenden, Fasten, Nachtwachen. Erste und wichtigste Ausdrucksform ist das immerwährende Gebet.

Die Weltflucht des Mönchtums ist eben in ihrem Ursprung keine Flucht vor der bösen Welt in eine geistliche Idylle, sondern ein hochbrisantes Politikum, eine Protestbewegung gegen die öffentliche Meinung und gegen allgemeine Tendenzen innerhalb der Kirche und der Gesellschaft. Das Mönchtum macht Politik, indem es sich der Politik verweigert. Es gewinnt an starkem gesellschaftlichen und kirchlichen Einfluss, indem es sich der Gesellschaft und der Kirche entzieht. Es wird zur Massenbewegung, indem es gegen die »Vermassung« des Christentums eindeutig Stellung bezieht.

Aber die letzte Motivation der Flucht der Mönche ist nicht die Verneinung, die Verweigerung, sondern die Zuflucht, das Ziel, um dessentwillen sie der »Welt« den Rücken kehren. Es geht also nicht um eine Abwertung der »Welt«, so kritisch sie auch gesehen wird. Es geht auch nicht um einen Dualismus zwischen Gut und Böse, sondern um eine neue Perspektive, die alles, Welt, Menschen, sich selber in einem anderen Licht

sieht. Die politische und gesellschaftliche Relevanz des frühen Mönchtums ist nur aus dieser perspektivischen Verschiebung zu verstehen.

Deshalb wird aus der Abkehr von der Welt eine neue Hinkehr zu ihr. Deshalb werden Mönche zu Missionaren, zu Wissenschaftlern, zu Arbeitern, zu Seelsorgern. Deshalb ist für den hl. Benedikt die Gastfreundschaft nicht lästige Pflicht, sondern echtes Bedürfnis und mönchischer Auftrag. Die Abgeschiedenheit der Mönche ist keine Sezession, sondern Ermöglichung bewusster Hinkehr und wohlwollend-mitfühlenden Interesses an der »Welt«, an den Menschen, die in Gastfreundschaft aufgenommen werden und denen im Gebet Raum vor Gott gegeben wird.

Schaut man sich die Welt der ersten Mönche an, merkt man, wie fremd sie dem Menschen von heute ist, wie wenig ihre Grundlagen mit den Koordinaten der modernen Gesellschaft übereinstimmen. Und gerade das erzeugt eine Spannung, die Spannung der Distanz, der neuen Perspektive, des Standpunktes außerhalb eines in sich anscheinend abgeschlossenen Systems. Das ist das, was das Mönchtum für viele Jahrhunderte prägte und die neue Perspektive verlieh: die »fuga mundi« (Weltflucht) und der »contemptus mundi« (Weltverachtung). Uns Mönchen des 21. Jahrhunderts scheint eine solche Haltung suspekt, wir hielten sie mit den nachkonziliaren Reformen auch des Ordenslebens für endgültig überwunden; doch scheint die prägende Kraft dieses Grundmotivs gerade außerhalb unseres kirchlich institutionalisierten Mönchtums wiederentdeckt zu werden.

Kann es sein, dass *das* klassische Motiv mönchischen Lebens eine geistige Verirrung, ein überholtes Gedankenprodukt einer vermeintlich beschränkten Epoche ist? Hat das Mönchtum über Jahrhunderte mit dem Begriff der »fuga mundi« eine falsche Grundlage für das eigene Selbstverständnis gelegt? Vielleicht ist ja unsere Epoche mit einer geistigen Blindheit geschlagen, mit einer sprachlichen und gedanklichen Eindimensionalität und Beschränktheit, die uns die tieferen Einsichten vergangener Zeiten verwehrt. Wir müssten neu lernen zu hören und zuzuhören.

Kann es einen verwundern, dass es Menschen gibt, die diese Welt mit ihrem Starren auf das Sichtbare, mit ihrer satten Selbstzufriedenheit, mit dem Vergöttern des Habhaften, mit ihrer Sehnsuchts- und Perspektivlosigkeit fliehen? Ist es denn so abwegig, dass Menschen sich auf den Weg machen, um der Oberflächlichkeit und »Coolness« der Spaßgesellschaft, der undifferenzierten Langeweile und dem selbstgenügsamen Egoismus zu entkommen? Ist es nicht verständlich, dass in einer Zeit der Sensationslust und der Schlagzeilen, des Grelle und Lauten die Sehnsucht nach Stille, nach tieferer Wahrheit, nach sensibler und leiser Wahrnehmung aufkeimt?

Diese oft diffuse Sehnsucht nach Stille, nach Abgeschiedenheit, nach dem Wesentlichen, dem einen Notwendigen finden wir allenthalben gerade bei vielen gestressten »Weltmenschen«. Im Rückgriff auf den Ursprung des Mönchtums könnte Erneuerung einerseits bedeuten, sich

diesen Fragen zu stellen und zu zeigen, dass dabei das Gehen, besser das Laufen eines Weges notwendig ist, dass es nicht damit getan ist, die Hände in den Schoß zu legen und in der Stille zu hocken. Andererseits könnten die Klöster, in dem sie sich selber diesen Frage stellen, einen Raum für Menschen geben, die auf der Suche sind. Und zu guter Letzt würden dadurch diese Fragen auch als kritische Anfragen an viele anscheinend so plausible Abläufe an unsere Zeit und Gesellschaft gestellt. Mönche beziehen durch ihre innere (und äußere) Distanz eine dynamische Stellung. Doch geht es nicht um Neuzeitpessimismus, sondern um kritisch-wohlwollende Zeitgenossenschaft. Mönchtum ist also keine Insel der Seligen, sondern flexibel-mobiler Standpunkt, interessierte Anteilnahme; doch kann der Mönch das nur in der inneren Auseinandersetzung, im »Kampf«, im Gebet, in der Gegenwart Gottes.

3.

Fragen wir weiter nach den Grundelementen des Mönchtums, die ihm Quelle der Erneuerung werden können. Die »fuga mundi«, auch wenn sie eines der charakteristischsten Merkmale des Mönchtums ist, ist weder Zweck noch Ziel des mönchischen Lebens. Auch eine neue Hinwendung zur Welt ist nicht die Hauptausrichtung. Sieht man das frühe Mönchtum im Ganzen bis hin zu den großen mittelalterlichen und neuzeitlichen Reformbewegungen, so finden wir eine Grundhaltung, die sich wie ein roter Faden durch alle Epochen und verschiedenen Formen hindurch zieht: das Leben in der Gegenwart Gottes. Ziel des Mönchtums, so könnte man es auf eine Kurzformel bringen, ist die Gotteschau, die »theoria«, die »contemplatio«. Ausrichtung auf dieses Ziel findet der Mönch, wenn er sich in die »hesychia«, die »puritas cordis«, die Herzensruhe oder Herzensreinheit, einübt. Erstes und wichtigstes Element dieses Lebens in der Gegenwart Gottes ist das immerwährende Gebet.

Es ist müßig zu fragen, aus welchen Quellen die Mönche der ägyptischen Wüste ihre Lebensform schöpften, ob aus der antiken Philosophie, etwa dem Mittelplatonismus und der Stoa, aus der jüdischen Asketenbewegung des ersten Jahrhunderts oder gar, was am wenigsten nachzuweisen, aber auch nicht von der Hand zu weisen ist, aus der mönchischen Tradition des indischen Subkontinents, waren die Handelswege in den Osten doch auch Austausch von Ideen und Weltanschauungen. Auch wäre es wenig hilfreich, wie es heute nicht selten gemacht wird, aus den verschiedenen Traditionen und Religionen einen gemeinsamen Archetyp des Mönchtums heraus zu destillieren. Wenden wir uns dem frühen christlichen Mönchtum zu, so wird klar, wie diese Lebensform sich selbst versteht und sieht: als radikale Verwirklichung des Evangeliums, als konsequent gelebte Christuskirche.

Widerspricht ein Leben in der Abgeschiedenheit, ein Suchen nach der Anschauung Gottes in der Herzensruhe, ein Einüben in das immerwährende Gebet mit den Hilfsmitteln des Fastens, der Nachtwachen, der

radikalen Armut nicht dem Evangelium des Jesus von Nazareth, der sich der Welt, den Menschen zugewandt hat, der nicht (nur) die Abgeschiedenheit suchte, sondern Feste feierte, an Gastmählern teilnahm und Wein trank, der sich der Armen, Kranken und Ausgestoßenen annahm? Ist das nicht auch eine Anfrage, die heute viele Menschen an die Klöster stellen, wenn sie kritisieren oder zu verstehen suchen, dass Mönche hinter Klostermauern leben und nicht (in erster Linie) der Not der Menschen und dem Mangel in der Seelsorge abhelfen?

Die Vater-unser-Bitte »Dein Reich komme« wurde von den frühen Mönchen gerade so verstanden, dass in der »hesychia« die anbrechende Gottesherrschaft im Herzen der Menschen Gestalt annimmt. Dass Mönche sich der Not der Menschen annehmen, ist gerade in der Frühzeit des monastischen Lebens eine Selbstverständlichkeit. Im Armen, der um Hilfe ruft, sehen die Väter, so können wir es in vielen Geschichten der »Apophthegmata Patrum« lesen, eine Relativierung der monastischen Askese und eine Vervollkommnung der Herzensruhe. Gerade am Anfang des westlichen Mönchtums steht eine Szene, die wahrscheinlich zu den bekanntesten Heiligenlegenden überhaupt gehört: Bevor Martin von Tours seinen Weg als Asket und Mönch beginnt, teilt er seinen Soldatenmantel mit einem frierenden Bettler. Gottsuche in der Abgeschiedenheit und im Gebet und Hinwendung zum Menschen sind für das frühe Mönchtum zwei Seiten einer Medaille. Beides ist Leben in der Gegenwart Gottes.

In der Zeit nach dem II. Vaticanum hat man nicht selten gemeint, das Engagement für den Nächsten gegen die Strenge der vorkonziliaren Zeit ausspielen zu können. Freilich war vieles fragwürdig geworden, nicht wenige Formen hatten sich überlebt und waren erstarrt. Nur hat man manchmal auch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, hat das Selbstverständnis des Mönchtums bis zur Profillosigkeit entstellt und meinte, dadurch der eigentlich christlichen Berufung gerechter zu werden. Aber der Kirche und vielen Menschen unserer Zeit fehlt eine integrale Sicht des Glaubenslebens, dass Hinkehr zu Gott im privaten und gemeinsamen Gebet, in der Stille und Einsamkeit, im Suchen der Herzensruhe, in der Betrachtung und in der Vertiefung des Glaubens und Hinkehr zum Nächsten im Gespräch und in der Katechese, im zupackenden Tun und engagiertem Einsatz für Menschen in Notlagen, im Engagement in Gesellschaft und im öffentlichen Leben keine Gegensätze sind. Das Mönchtum muss sich hier neu orten, muss seinen spezifischen Platz in der Kirche und der Welt von heute finden. Das wird nicht dadurch gehen, dass wir ständig betonen, wir seien doch eigentlich ganz normal. Im oft mühevollen Neuentdecken und -buchstabieren der eigenen mönchischen Physiognomie wird es uns vielleicht gelingen, als Mönche und so als Christen glaubhaft zu leben und dem Menschen von heute eine Perspektive der Hoffnung zu zeigen.

4.

Welche Eigenschaften muss man in einem Bewerbungsgespräch an den Tag legen? Ich glaube, das könnte man in drei Punkten zusammenfassen: eine autonome Persönlichkeit, Eloquenz und die Fähigkeit, die eigenen Qualitäten gut zu »verkaufen«. Wenn dagegen Benedikt in den Kapiteln 5, 6 und 7 seiner Regel den Gehorsam, die Schweigsamkeit und die Demut als Grundhaltungen des Mönches hervorhebt, so scheint das dem Empfinden und dem Selbstverständnis des neuzeitlichen Individuums diametral entgegen zu stehen.

Das heutige Lebensgefühl mit seiner atemberaubenden Geschwindigkeit, seiner Favorisierung der Flexibilität und Mobilität, seiner Vorstellung von Selbstverwirklichung und sexueller Freizügigkeit, von Individualität, Mündigkeit und grenzenloser Freiheit, von Besitz, Geld und Einfluss, macht es einer Lebensform, die in Jahrhunderten denkt und fühlt, die auf Beständigkeit und Stabilität baut, als deren Grundlagen nach ihrem eigenen Verständnis die dem heutigen Menschen so fremd gewordenen Werte Gehorsam, Schweigsamkeit und Demut, ehelose Keuschheit, Bindung und Hingabe, Armut und Askese gelten, schwer und bisweilen unmöglich, dem Rechtfertigungsdruck standzuhalten. Und so kommt es nicht selten dazu, dass wir uns diesem Druck entziehen wollen, da wir es uns nicht gefallen lassen möchten, ständig gegen den Strich des Selbstverständlichen gebürstet zu werden.

Wieder stellt sich die Frage: Sollen wir das alles über Bord werfen, die alten Zöpfe abschneiden, endlich sowohl in der Sprache als auch im Inhalt uns von dem, was heute kein Mensch mehr versteht, trennen, oder sollen wir im ewig Gestrigen verharren, trotz der Feste der alten Werte gegen die böse neue Welt, die dekadente und verkommene Gesellschaft verteidigen und so tun, als wären uns die alten Begriffe und Werte immer noch selbstverständlich?

Hier kommen wir wieder auf die anfangs gestellte Frage nach dem Verhältnis von Fortschritt und Tradition zu sprechen. Das Mönchtum geht hier weder den Weg des linearen Fortschritts – das entspräche auch überhaupt nicht dem Bild unserer Zeitgenossen – noch den des rückwärtsgewandten Traditionalismus – das dem Menschen von heute plausibel zu machen, ist schon weit schwieriger –, auch nicht ein irgendwie geartetes Dazwischen, etwa den Weg des (oft faulen) Kompromisses oder des (oft faden) Mittelmaßes. In der Rückkehr zu den Quellen liegt der Fortschritt; es gilt aber genauso: Im mutigen Vorwärtsgen wirst du die Quelle wieder neu entdecken. Der Prolog zur Regel des hl. Benedikt drückt das mit einer ungeheuren Dynamik aus, sodass man als Quintessenz des Vorworts formulieren könnte: Mönchtum ist Bewegung.

Diese Bewegung ist jedoch nicht Selbstzweck: Sie läuft auf ein Ziel zu und wird von ihm angezogen. Fortschritt ist also nicht gemacht und geleistet um seiner selbst willen, sondern ist final, besser eschatologisch. Nur von dieser Bewegung her sind die Grundwerte mönchischen Lebens zu verstehen. Vom Ziel her hat der Mönch teil an einer Perspek-

tive, in der er sich selbst, die Menschen, die Dinge, ja die ganze Welt in den richtigen Relationen sehen kann. Das gelingt ihm aber nur im Fragment.

Es geht also gar nicht darum, Demut gegen Selbstwertgefühl, Schweigsamkeit gegen Beredsamkeit, Gehorsam gegen Freiheit, Armut gegen materielle Selbstbestimmung, Keuschheit gegen erfüllte Sexualität auszuspielen. Es geht gar nicht darum, dass der Mönch behauptet, das Leben, das er führt, sei besser, erfüllter und wahrhaftiger. Es geht aber auch genausowenig darum, sich endlich dem Sog der Postulate der Moderne zu ergeben und die alten Werte abzuschaffen. Es geht um die richtigen Relationen. Es geht schlicht und einfach um die Erkenntnis, dass Wahrheit weder das eine noch das andere ist, dass sie überhaupt nicht statisch ist, sondern dynamischer Prozess unter dem Vorbehalt der noch ausstehenden Endgültigkeit.

Ein solcher Wahrheitsbegriff ist die schwierigere Lesart der Wirklichkeit. Aber es ist das, was heute notwendig ist. Wir müssen wieder neu lernen, was es wirklich und konkret heißt, dass wir in einer noch nicht ans Ziel gelangten Welt leben, dass dieses unser Leben wertvoll und großartig und zugleich im höchstem Maße relativ ist. Ein mönchisches Suchen nach Wahrheit ist auf der einen Seite Freude am Sein und Dasein, an der Welt, an der Schöpfung, am Menschen, und auf der anderen Seite das Erleiden der Unzulänglichkeit, der Vorläufigkeit, oder in theologischer Sprache: des eschatologischen Vorbehalts. Wahrheit ist positiv und negativ zugleich, bestätigend und kritisch, die Summe und die Differenz.

Suche nach Wahrheit ist im mönchischen Leben immer konkret. Es reicht also nicht aus, es irgendwie zu wissen oder zu ahnen, sondern es im alltäglichen Leben wirken zu lassen: es zu tun. Dem Mönchtum des anbrechenden 3. Jahrtausends stünde es schlecht an, die grundlegenden Motive und Lebensformen des Mönchtums zu verwässern oder gar als Unrat und Ballast der Geschichte über Bord zu werfen. Es wäre genauso fatal, sich fundamentalistisch hinter ihnen zu verschanzen. Gehorsam, Schweigsamkeit, Demut, Armut, ehelose Keuschheit, Bedürfnislosigkeit wollen konkret gelebt sein, erst dann entfalten sie ihre für die Suche nach dem Ganzen im Fragment belebende und dynamische Kraft. Beherrscht und relativierend, mit Festigkeit und zugleich fragend und suchend, frohen Mutes und zweifelnd macht sich der Mönch auf die Suche – nach Gott. Und an diesem Ziel nimmt er Maß. Und genauso zeigt er den Menschen, der »Welt«, der Gesellschaft die wahren Relationen.

5.

Henri de Lubac, Theologe und Kardinal, schreibt in seinem Buch *Gläubensparadoxe*:

Einige sagen: »Wir verwerfen jede parteiliche Stellungnahme und wollen rein sachlich sein; das allein ist ehrlich.« Andere sagen: »Wir verschmähen jeden Dilettantismus und fordern den Einsatz. Das allein ist menschenwürdig.« (...) Dabei wagen die ersten an

nichts zu glauben und haben den Mut nicht, etwas zu bewerten; zu ewiger Neutralität verurteilt, verstehen sie nichts bis auf den Grund, weil sie unfähig sind, eine Sache zu wählen und sich ihr hinzugeben. Und die andern mit all ihrem glühenden Großmut und ihrer vielleicht richtigen Wahl setzen sich dauernd ins Unrecht und werden Sektierer, weil ihre Leidenschaft sie beherrscht. Es gilt, gleichzeitig dem Dilettantismus und dem Sektengeist auszuweichen. Sich gleichzeitig voll einzusetzen und im Dienst des Rechten und Wahren hellseherisch zu bleiben. Ganz gelingt das selten, aber wer es wenigstens anstrebt, verdient sich schon Lob.

Mönchtum als eine Form integraler religiös-weltanschaulicher Lebensgestaltung steht gerade in unserer Zeit in dieser Spannung. Zum einen verlangt Mönchsleben nach einem entschiedenen Ja, nach Stellungnahme und Einsatz des Daseins; so beschwören wir es jedenfalls allenthalben in unseren Noviziaten und Professefiern. Andererseits ist die relative Distanz zu vielen Phänomenen unserer Zeit Chance und Gefahr, sich auf einen neutralen Beobachtungsposten zurückzuziehen, von dem aus dann auch das eigene Leben oft kontingent und beliebig erscheint. Engagement und Hellsichtigkeit sind auch in unserer Kirche selten beieinander.

Dabei haben wir eine Kurzformel an der Hand, die das gelungene Zusammen dieser beiden Haltungen als *typisch* benediktinisch beschreibt: Ora et labora. Im Gebet stellt sich der Mönch in den Horizont der unendlichen Möglichkeiten Gottes. Er wählt dadurch seinen Standpunkt außerhalb aller ideologisch festgelegten Standpunkte, weil er sich selber als begrenzt, kontingent und vorläufig erfährt. In der Arbeit engagiert sich der Mönch, formt und bildet sich aus, wird konkret und stellt sich den Notwendigkeiten seines Lebens und den Erfordernissen der Gemeinschaft. Diese beiden Aspekte mönchischen Lebens möchte ich in diesem Artikel ein wenig beleuchten und betrachten. Beginnen wir mit dem Labora.

Was tun Mönche eigentlich? Das ist eine nicht selten gestellte Frage in Vorträgen und Gesprächen über Klosterleben. Vordergründig steckt dahinter die Frage nach der Arbeit, nach dem Verdienst des Lebensunterhaltes, nach einer zweckgebundenen und sinnvollen Beschäftigung; es steckt dahinter das Vorurteil, dass Mönche die Hände in den Schoß legen und den ganzen lieben langen Tag sich der Muße hingeben, wenn sie nicht gerade beim Beten oder Essen sind. Aber es steckt mehr dahinter, wenn auch oft nicht ausdrücklich artikuliert. Meistens ist nicht einmal den Fragern selbst die tiefere Dimension dieser Frage bewusst.

Die stillschweigend akzeptierte Voraussetzung dieser Frage ist: Es ist gut und wichtig, etwas in irgendeiner Weise und in einem bestimmten Kontext Sinnvolles und Notwendiges zu tun. Es gehört zum Menschen dazu. Also müssen auch Mönche etwas tun. Hinter der Frage nach dem Tun steckt die Frage nach menschlicher Verwirklichung, nach einem ur-eigenen Bedürfnis des Menschen, nämlich tätig zu sein, zu werken, zu schaffen, produktiv, schöpferisch zu handeln und zu arbeiten, zu gestalten, und dadurch etwas zu verdienen, eine Balance zwischen Geben und Nehmen zu erlangen. Daraus resultieren materielle Sicherheit und gesunder Stolz auf Vollbrachtes.

Die oben skizzierte Fluchtbewegung ist keine Flucht in eine geschichts- und tatenlose Idylle der allumfassenden Muße. Nein, die Geschichte des abendländischen Mönchtums zeigt genau das Gegenteil: Mönche sind Menschen der Tat, der Kultur im ursprünglichen Sinn: Sie machen das Land urbar und bebauen es, sie pflegen das Bebaute und bringen es zur Blüte und zur Frucht, und – sie staunen in Ehrfurcht und verehren. Mönchische Weltabgeschiedenheit ist, so sagte ich bereits, neue schöpferisch-freie Hinkehr zur Welt, deren kreative Kraft aus der Distanz entspringt. Was tun also Mönche? Verschiedene Bilder werden in der mönchischen Literatur für das Tun der Mönche gebraucht. Einige sollen in lockerer Folge hier umrissen werden.

Mönche gehen in die Schule. Der Prolog zur Regel Benedikts beschreibt das Kloster als ›Schule des Herrendienstes‹. Zum Lernen (*discere*) ist Lernbereitschaft (*disciplina*) notwendig. Zum Mönchsleben gehört zuerst und vor allem die Bereitschaft des Einzelnen, sich auf das Lernen einzulassen. Es ist nicht in erster Linie die vordergründige Bedeutung des deutschen Wortes *Disziplin* gemeint. Die Frage nach einer klösterlichen Disziplin erübrigt sich in großen Teilen, wenn die *disciplina* vorhanden ist. Dazu gehört auch die Bereitschaft, sich auf Dinge einzulassen, die nicht auf Antrieb angenehm, leicht und glückbringend sind. Aber eine solche *disciplina* kann nicht durch Reglementierung oder Sanktionierung herbeigezaubert werden. Sie kann im Laufe eines klösterlichen Lebens phasenweise verschüttet sein. Wichtig ist es dann, dass von einem selbst und von anderen der Funke der Lernbereitschaft immer wieder neu angefacht wird, dass zumindest darauf geachtet wird, dass der Funke nicht völlig erlischt.

Askese – ein aus der Mode gekommenes Wort. Dabei ist es die älteste Bezeichnung für das Mönchtum, bzw. für seine Vorform, aus der es sich entwickelt hat. Mönche sind Übende. Sie lernen nicht nur einmal irgendetwas, sondern sie üben ständig. Sie wollen es sich zu Eigen machen. Sie lernen auswendig, oder schöner und besser im Englischen *by heart*. Sie exerzieren – man verzeihe mir den Rückgriff auf militärische Ausdrücke, aber im Prolog zur Benediktsregel ist auch die Rede von der *militia Christi* – immer wieder für den Ernstfall. Sie trainieren – schon Paulus vergleicht christliches Leben mit sportlichem Wettkampf (1 Kor 9, 24–27). Dabei ist sich der Mönch bewusst, dass er durch Askese nicht vollkommen wird, dass er immer Anfänger, Novize bleibt, oder besser: Die wichtigste Askese mönchischen Daseins ist, dass der Mönch sich im Laufe seines Lebens bewusst wird, dass Askese – überflüssig ist!

Ideal und Wirklichkeit. In dieser Spannung lebt selbstverständlich auch der Mönch. Die hehren Ziele und Vorsätze am Anfang, der Novizeneifer der »Verliebtheit«, das ideale Kloster, die Vorstellung von der vollkommenen Gemeinschaft, dies alles weicht dem Druck und der Enttäuschung der Wirklichkeit, der Alltäglichkeit, den kleinen und großen Zwängen der Realität. »Der Lack ist ab!« Und: »Auch im Kloster wird nur mit Wasser gekocht.« Hier gilt genauso, wie in jedem menschlichen Leben: Das Aushalten der Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit ist

Ideal und Wirklichkeit auch des mönchischen Lebens. Es gilt, auch im Kloster versöhnt mit der Wirklichkeit zu leben, ohne sich mit ihr abzufinden. Es sind die herben und bitteren Erfahrungen mit sich selber und mit anderen, die an die Grenzen stoßen lassen. Das kann zu der Einsicht führen, dass auch und gerade im Kloster nicht Disziplin und Observanz an erster Stelle stehen, sondern der konkrete Mensch mit seinen Möglichkeiten und Fähigkeiten, mit seinen Ausfällen, Unmöglichkeiten und Grenzen.

»Ausnahmen bestätigen die Regel« – das ist nicht ein plattes Sprichwort, sondern darin steckt eine tiefe Wahrheit. Die »Ausnahme« ist nicht Verminderung oder gar Ausfall, sondern gehört zum Gleichgewicht, zur inneren Gesetzmäßigkeit der »Regel«. Nur darf man beides nicht miteinander verwechseln. Dafür einen Blick zu haben, das ist *discretio*: Augenmaß und Realitätssinn, Gespür für die Erfordernisse des Einzelnen und der Gemeinschaft, Unterscheidung und Differenzierung, das rechte Maß im rechten Augenblick.

Es geht im Kloster nicht um eine perfekt funktionierende Maschine, in der Menschen nur eine ausführende Funktion haben. Das wäre pure Ideologie. Es geht im Kloster aber andererseits nicht um reines Ausleben subjektiver Befindlichkeit in falsch verstandener Selbstverwirklichung. Es geht um Gottsuche. Das ist etwas anderes. Deshalb steht an erster Stelle nicht das Labora, sondern das Ora.

Das Buch von Karl Rahner *Von der Not und vom Segen des Gebets* beginnt so:

Der Mensch tut sehr viele Dinge, die sehr verschieden sind. Es ist ihm nicht gegeben, immer nur eines zu tun, obwohl er eine geheime, vielleicht nur uneingestandene und nur halb bewusste Sehnsucht in sich trägt, ein einziges, und dies immer, zu tun, etwas, das alles in einem und der Mühe, der letzten Kraft und Liebe des Herzens wert ist. Der Mensch muss vieles tun. Aber nicht alles, was er tut, ist von gleichem Rang und gleicher Würde. Es kann etwas »wichtig« sein, weil es unvermeidlich ist. Und das wirklich Wichtige und Notwendige kann sehr leicht vermieden und vergessen werden. Was alle tun und keiner lassen kann, muss doch nicht unbedingt das Höchste sein. Wenn der Mensch bei Gott ist in Ehrfurcht und Liebe, dann betet er. Dann vollbringt er zwar nicht alles in einem, weil ihm, dem Endlichen, dies nie in diesem Leben möglich ist. Aber er ist wenigstens bei dem, der alles in einem ist, und er tut darum etwas vom Wichtigsten und Notwendigsten.

Das Gebet, der gemeinsame Gottesdienst ist die Seele eines Mönchsklosters, weil es selber Tun, Arbeit, Mühe ist und zugleich alles Tun, Arbeiten und Mühen des Menschen relativiert. Es zeigt die Relativität des Menschen, die rechte Proportion. Deshalb darf ihm nach dem Zeugnis der Regel Benedikts nichts vorgezogen werden.

6.

Kultur- und religionsgeschichtlich gesehen gab und gibt es Mönche oder mönchsähnliche Lebensformen in fast allen Epochen und Kulturen. Auch zur Zeit Jesu gab es im Judentum »Mönche«: die in der Wüste am Toten Meer lebenden Essener. Auch wenn man heute davon ausgehen

kann, dass Johannes der Täufer, das Urbild christlichen Mönchtums, wahrscheinlich Mitglied dieser jüdischen Mönchssekte war und dass Jesus in Kontakt mit dieser Gemeinschaft stand (so wird von manchen Exegeten der Aufenthalt Jesu in der Wüste gedeutet), kann man doch mit Sicherheit sagen: Jesus war kein Mönch.

Umso erstaunlicher ist es, dass das christliche Mönchtum in seiner Entstehung einen anderen Weg gegangen ist. Es bildete sich nicht aus einer schon vorhandenen Lebensform, die sich zum Christentum bekehrte, dessen mönchische Struktur sozusagen getauft wurde, sondern es verstand sich als gelebte Nachfolge Jesu, als konsequente, ja konsequenteste Umsetzung und Konkretisierung des Evangeliums. Die Väter der ägyptischen Wüste, allen voran Antonius und Pachomius, die Klerikergemeinschaften Augustinus' und Martins, das Zönobium Benedikts, die iroschottischen Wandermönche Kolumbans, schließlich auch die mittelalterlichen grauen Mönche Bernhards, sie alle sahen sich nicht als Mönche im eigentlichen Sinn, sozusagen abstrakt und generell, sondern sie eiferten der Jüngergemeinschaft Jesu nach, verstanden sich als Abbild der Urgemeinde und als Nachfolger der frühchristlichen Märtyrer. Sie waren in ihrem Selbstverständnis Jünger Jesu in der Kreuzesnachfolge.

Die für ihre scharfe antiklerikale Polemik bekannte und gefürchtete Uta Ranke-Heinemann schreibt in ihrem sehr sachlichen Frühwerk *Das frühe Mönchtum*:

So wie die Apostel alles verlassen hatten und durch ihr Kreuz teilnahmen an Christi Kreuz, wollten die Mönche durch ihren Verzicht auf die Welt Nachfolger der Apostel sein, um so Nachfolger Christi zu werden (...) Die Mönche sind die bewußten Nachahmer der Martyrer, deren Frömmigkeitsideal sie übernahmen (...) Die Martyrer galten als die wahrhaft Liebenden, denn der Liebe letzter und größter Beweis ist die Hingabe des Lebens. Sie sind die, die sich völlig der Liebe Christi überließen als ihrem einzigen Vermögen.

Was ist christliches Mönchtum nun? Ein menschlicher Archetypus in einem christlichen Gewand oder konsequent gelebte Christusnachfolge? Kann man das Gewand christlichen Glaubens durch ein anderes auswechseln, ohne dass etwas von der Substanz des Mönchtums verloren geht? Was ist für einen christlichen Mönch »wesentlicher«? Versteht er sich mehr von seiner Christuszugehörigkeit oder von seiner Einbindung in das monastische Leben?

Die Frage ist aktueller denn je, denn wir leben in einer Zeit, in der die weltanschauliche Ungebundenheit und die beliebige Auswechselbarkeit religiöser Inhalte hautnah an uns herantreten. Das, was für unsere mönchisch-christlichen Vorfahren selbstverständlich zusammengehörte, tritt nun in seiner Verschiedenheit zutage. Dass, wer Christ ist, kein Mönch zu sein braucht, ist uns seit Generationen hinlänglich bekannt. Dass aber umgekehrt auch keine notwendige Verbindung besteht, haben vergangene Benediktinergenerationen entweder aus fernen religionsgeschichtlichen Erläuterungen oder bei missionarischer Arbeit, deren Zielsetzung ja eindeutig auf die Aufhebung eines solchen Zustandes hinzielte, erfahren. In unserer multikulturellen Gesellschaft jedoch tritt uns die Ver-

schiedenheit auch mönchischer Lebensentwürfe vor Augen. Die Attraktivität und Ausstrahlung des Dalai Lama, die große Beliebtheit, derer er sich erfreut, ist ein beredtes Beispiel dafür.

Mönchtum ist keine spezifisch christliche Lebensform. Aber es gibt eine spezifisch christliche Form des Mönchtums. Es fällt schwer, ja es ist unmöglich zu sagen, was im christlichen Mönchtum (oder mönchischem Christentum) Substanz und was Akzidens ist. Die archetypische Lebensform des Mönchtums gewinnt in der christlichen Ausformung einen ganz eigenen Charakter; alles, was man über alle Formen mönchischen Lebens sagen kann, bekommt in der Perspektive des christlichen Glaubens eine andere, neue Qualität.

Alles bisher Gesagte bekommt einen anderen Geschmack, erscheint in einem anderen Licht, hat eine eigene Physiognomie, einen eigenen Charakter, wenn man es im Licht des christlichen Glaubens sieht, im Licht Jesu Christi. Denn an diesem Kriterium wird sich auch das Mönchtum messen müssen, sei es denn christlich. Der Glaube an den in Jesus unter uns erschienenen Gott, der uns in seinem Sohn das Antlitz seiner Güte und Menschenfreundlichkeit in unüberbietbarer Weise zeigte, ist für den Mönch Fluchtpunkt und Zuflucht. Der Glaube an den von Gott geliebten Knecht, der für uns sein Leben hingab und der in seiner Auferstehung den Sieg der Liebe und des Lebens über den Hass und den Tod manifestiert, gibt dem christlichen Mönch die letzte Instanz für seinen bedächtig-trotzigen Protest gegen die Verabsolutierung der Beschränkung auf die Diesseitigkeit des menschlichen Lebens.

Deshalb ist christliches Mönchtum geprägt von zwei Grundhaltungen, die es von anderen Formen mönchischen Lebens unterscheiden. Die erste ist der Bezug auf und die Beziehung zu Jesus Christus, jedoch nicht in abstrakter, allgemeiner Reflexion, sondern in der Aufmerksamkeit auf das Evangelium (Hören), mit der persönlichen Betrachtung der Person und des Lebens Jesu (Neigen des Herzens), mit dem persönlichen Engagement in diese Beziehung hinein (williges Aufnehmen) und dem beherzten Umsetzen ins Handeln (Erfüllen durch die Tat). Die zweite Haltung ist die Sehnsucht auf den Herrn, der wiederkommt, der eschatologische Horizont, der seit alters her Triebfeder des Mönchtums ist. Das Leben im Heute bekommt seine Würze und seine Dynamik von der Sehnsucht auf die endgültige Erfüllung, die sich skeptisch gegen alle rein immanenten Deutungsversuche den unendlichen Horizont offen hält und so entscheidende Dimensionen der Wirklichkeit entdeckt.

Diese Sehnsucht ist übrigens wohl ein entscheidendes mönchisches Erbe des Christentums, denn Jesus, wie schon erwähnt, hat im Kontakt zu den Essenern die Naherwartung, die eine wichtige religiöse Strömung im damaligen Judentum war, übernommen und zugleich verwandelt vom strafenden Endgericht zum in ihm angebrochenen Reich Gottes. Diese Naherwartung hat in ihm einen Namen, ein Gesicht, eine Physiognomie bekommen.

Christliches Mönchtum in der heutigen Zeit: In der wachen Anteilnahme am Hier und Jetzt, am Wandel und an der Wandlung der Zeiten

ist es Perspektive und Aufgabe des Mönchtums, die Erinnerung wachzuhalten an die Sehnsucht nach Erfüllung: *Gerecht und fromm wollen wir leben in dieser Welt und so auf die selige Hoffnung warten: auf die Ankunft der Herrlichkeit unseres großen Gottes und Erlösers Jesus Christus.* (Tit 2, 12.13) Hier begegnen und ergänzen sich mönchische Lebensform und christliche Hoffnung.

Wenn wir beherzt und hoffnungsfroh, mit wachem Geist und brennendem Herzen, mit fester Zuversicht, klarem Blick, barmherziger und wohlwollender Offenheit, anfragend, zweifelnd und kritisierend die eigene Berufung leben, uns zurückbesinnen auf die Quellen des Glaubens und des Mönchtums und zugleich den Blick vorwärts richten, müsste es uns gelingen, das »alte« Mönchtum zu einer wirklich aktuellen Lebensform zu gestalten. Ergreifen wir die Chance! Ich glaube, es lohnt sich.